

KNAUR 

Ariel Levy

Gegen alle Regeln

Eine Geschichte von Liebe und Verlust

Aus dem Amerikanischen von
Maria Hochsieder

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Rules Do Not Apply« bei Random House.

Dieses Buch basiert auf dem Artikel »Thanksgiving in Mongolia«
von Ariel Levy, der am 18.11.2013 im *The New Yorker* erschienen ist.

Dies ist ein Sachbuch, trotzdem wurden die Namen und
charakteristische Züge einzelner Personen geändert,
damit sie nicht erkennbar sind. Alle daraus entstehenden
Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Menschen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Deutsche Erstausgabe August 2017

© 2017 Ariel Levy, Inc., New York

© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Der Abdruck eines Ausschnitts des Songs »Beginning of a Great
Adventure« von Michael Rathke und Lou Reed, © 1988 Metal Machine
Music und EMI Screen Gems, erfolgt mit freundlicher Genehmigung
von Sony / ATV Music Publishing. Alle Rechte werden
verwaltet von Sony / ATV Music Publishing, 424 Church Street,
Suite 1200, Nashville, TN 37219. Alle Rechte vorbehalten.

Covergestaltung: favoritbüro, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-21430-5

2 4 5 3 1

Für
AEN & EJJ

Vorwort

Reden Sie manchmal mit sich selbst? Ich mache das ständig. *Wir* machen es, sollte ich sagen, denn so hört es sich in meinem Kopf an. Zum Beispiel wenn ich eine Straßenkarte studiere. *Auf der Vicolo del Leopardo biegen wir rechts ab, an der Bar mit den Mosaikfliesen vorbei, ab da kennen wir uns aus.* Es ist eine alte Angewohnheit: *Wir werden der Lehrerin geradewegs ins Gesicht sehen und ihr sagen, dass das ungerecht ist.* Es ist mein kompetentes Ich, das spricht, und mein verunsichertes Ich, das angesprochen wird. *Wir gehen jetzt zum Telefon und rufen mit einer Hand Hilfe herbei, während wir mit der anderen das Baby halten.*

Zum ersten Mal in meinem Leben kann ich mein kompetentes Ich nicht orten – schon wieder ist mir jemand abhandengekommen. In den vergangenen Monaten habe ich meinen Sohn verloren, meine Ehepartnerin und mein Zuhause. Jeden Morgen wache ich auf und bin einen Augenblick lang ohne Orientierung, verstehe nicht, warum Trauer meinen Körper durchdringt; erst dann erinnere ich mich daran, was aus meinem Leben geworden ist. Immer wieder werde ich von Gefühlen überwältigt, und ich stehe da und muss mich an der Arbeitsplatte in der Küche festhalten, an einer Stange in der U-Bahn oder am Körper eines Freundes, damit ich nicht umfalle. Das meine ich buchstäblich so. Mein

Schmerz ist so groß, dass er mich oft niederzustrecken droht.

All das übersteigt jedes Maß. Bin ich Teil einer italienischen Oper? Eines griechischen Dramas? Oder ist das hier bloß eine merkwürdig makabre Sitcom? Vor einigen Wochen kamen meine Nachbarn auf Shelter Island vorbei und wollten sich das Baby ansehen. *Er ist tot*, musste ich ihnen erklären. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, denn was sollten sie darauf sagen? Es tue ihnen so leid, sagten sie. Bald komme der Frühling, und ich könne in meinem schönen Garten arbeiten. *Nicht wirklich*, erklärte ich ihnen. *Wir müssen das Haus verkaufen; ich bin nur zum Packen hier.* (Ich weiß schon: die Armen.) Stumm durchforsteten sie ihr Gehirn nach einer harmlosen Bemerkung und fragten schließlich nach meiner Ehepartnerin. Ich brachte es nicht übers Herz, ihnen die Wahrheit zu sagen.

An jenem Tag war ich sogar noch wütender als sonst auf den Menschen, mit dem ich ein Jahrzehnt lang zusammengelebt und der behauptet hatte, der Autoschlüssel unseres Jeeps klebe unter dem Motorblock auf der Fahrerseite. Der Wagen stand in Greenport, New York, auf der anderen Seite der Peconic Bay, auf dem Parkplatz, auf dem wir ihn immer stehen ließen, wenn wir wegfuhrten, weil dort die Bushaltestelle ist. Im strömenden Regen fuhrten mich Freunde aus New York City dorthin, aber keiner von uns konnte den Schlüssel finden. Ich lag auf dem Rücken, während mir der Regen auf die Beine prasselte und um mich herum der Geruch von nassem Asphalt aufstieg, starrte auf den Unterboden des Jeeps und suchte nach etwas, das nicht da war.

Bis vor kurzem habe ich in einer Welt gelebt, in der Verlorenes ersetzt werden konnte. Mittlerweile aber ist mir unausweichlich klar geworden, dass alles, was man für sein rechtmäßiges Eigentum hält, verschwinden kann. Und du kannst nichts dagegen tun. Die vermeintliche Zukunft, an der ich jahrelang akribisch gearbeitet habe, hat sich in Luft aufgelöst, und mit ihr ist jede Vorstellung von dem Leben verschwunden, von dem ich dachte, dass es mir zustünde.

Seit ich ein kleines Mädchen war, hat man mir gesagt, dass ich zu leidenschaftlich bin, zu energisch, *zu viel*. Ich hatte angenommen, dass ich meine unbändige Kraft, Gier und Liebe in ein Leben gepackt hatte, das dem standhalten konnte. Doch es ist explodiert.

Erster Teil

1

Als Kind spielte ich am liebsten »Mumie und Forscher« mit meinem Vater. Wir handelten aus, wer welche Rolle übernehmen sollte. Dann musste sich einer von uns reglos und mit geschlossenen Augen hinlegen, die Arme über der Brust verschränkt, und der andere klagte: »Nun durchsuche ich schon so viele Jahre diese Pyramiden, wann finde ich endlich das Grab des Tutanchamun?« (Das war in den späten Siebzigern, als Tut im Metropolitan Museum ausgestellt war und wir oft aus der Vorstadt kamen, um ihn zu besichtigen.) Der Höhepunkt des Spiels ist, wenn der Forscher über den einbalsamierten Pharaon stolpert und – Vorsicht! – die Mumie die Augen öffnet und zum Leben erwacht. Der Forscher muss sich erschrecken und fragt dann: »Nun, was gibt's Neues?« Worauf die Mumie antwortet: »Dich.«

Vater-Mutter-Kind-Spiele reizten mich wenig. Mir waren Phantasiewelten lieber, in denen es um Abenteuer, Piraten und Ritter ging. Außerdem war ich dominant, ungeduldig, unermüdlich am Reden und als Einzelkind oft verblüfft über das Verhalten anderer Kinder. Ich war kein beliebtes Mädchen. In der kleinen Holzfestung, die meine Eltern aus einem Bausatz im Garten hinter dem Haus für mich aufstellten, spielte ich Robinson Crusoe und sortierte die Eicheln und

das Zwiebelgras, das ich zum Überleben gesammelt hatte. In diesem Fort wurde ich weder ausgegrenzt noch fühlte ich mich unbehaglich – ich war selbständig, tapfer und überlebte aufgrund meines Scharfsinns, wenn auch allein.

Ein weiterer natürlicher Lebensraum für ein Kind, das Wörter und Abenteuer liebt, sind Bücher. Ich war glücklich, wann immer mir meine Eltern *Moby Dick*, *Pippi Langstrumpf* oder den *Hobbit* vorlasen. Schon bald beschloss ich, einmal Schriftstellerin zu werden. Das schien mir der Beruf, der dem Bild der Frau entsprach, die ich zu werden gedachte: eine Frau, die tun und lassen kann, was sie will.

In der dritten Klasse begann ich, Tagebuch zu führen, und aus Solidarität mit Anne Frank gab ich ihm einen Namen und eine Persönlichkeit und machte es zu meinem Vertrauten. »Nun bin ich bei dem Punkt angekommen, an dem die ganze Tagebuch-Idee angefangen hat: Ich habe keine Freundin«, erklärte Frank Kitty, ihrem Tagebuch. Schreiben bedeutet, mit einem unbekanntem Vertrauten zu kommunizieren, der immer verfügbar ist, so wie bei Gläubigen, die sich an Gott wenden. Nirgendwo sonst außer in meinen linierten Notizbüchern konnte ich sagen, was immer ich wollte, wann immer ich wollte. Bis zum heutigen Tag fühle ich mich getröstet und weniger einsam, wenn ich Block und Stift bei mir trage, egal, wie fremd meine Umgebung ist.

Als Journalistin habe ich beinahe zwei Jahrzehnte damit verbracht, mich so oft wie möglich fremden Umgebungen auszusetzen. Nichts liebe ich so sehr, wie an Orte zu reisen, an denen ich niemanden kenne, an

denen alles überraschend ist, und dann darüber zu schreiben. Es ist wie mit einem neuen Liebhaber: Selbst die Seiten, nach denen du nicht verrückt bist, verfügen über diesen knisternden Reiz des Unbekannten.

Die erste Geschichte, die ich je veröffentlicht habe, handelte von einer fremden Welt, gerade einmal eine Stunde von meiner Wohnung entfernt. Ich war zweiundzwanzig, lebte im East Village im sechsten Stock ohne Aufzug, zusammen mit einer Mitbewohnerin und einer Schar Kakerlaken, und war Assistentin beim *New York Magazine*. Meine Freundin Mayita war Praktikantin in der Bildredaktion und hatte von einem Nightclub für fettleibige Frauen in Queens gehört. Wir unterhielten uns in der Mittagspause darüber, während wir mit Plastikbehältern voller müder Salatblätter durch Midtown Manhattan schlenderten und uns davor graute, ins Büro zurückzukehren.

Ich hatte keine wichtige Funktion bei der Zeitschrift. Mein Job war es, die Artikel, die von den Autoren durchgefaxt wurden, in den Computer abzutippen – das war im Jahr 1996, als E-Mails noch als kurioses Phänomen gehandelt wurden, das sich bald überholt hätte. Außerdem musste ich die Kreuzworträtsel eingeben, indem ich zwischen dem Blatt, das der Rätselmacher geschickt hatte, und dem Computerbildschirm hin und her blickte und mich darauf zu konzentrieren versuchte, ob es schwarz, schwarz, weiß, schwarz war oder schwarz, weiß, schwarz, schwarz. Bei der Arbeit befand ich mich ständig in einem Zustand selbstgerechter Verbitterung. *Wie hatte man mich mit einer Tagelöhnerin verwechseln können?* Mayita war ähnlich ent-

setzt über den Sturz, den ihr Ego einstecken musste: Als Graduierte an der Wesleyan University war sie eben noch als die neue Sally Mann gehandelt worden. Nun sortierte sie den ganzen Tag Negative in alphabetischer Reihenfolge. (Wenn wir unseren Vorgesetzten gegenüber Verhalten unserer Empörung Ausdruck verliehen, dann beinhalteten die Antworten ausnahmslos den Satz »Das muss man sich erarbeiten«. Wir scherten uns nicht darum.)

Wir beschlossen, nicht abzuwarten, bis uns jemand in der Redaktion die Erlaubnis gab zu tun, was wir wirklich wollten. Also fuhren wir die zig Haltestellen mit der U-Bahn nach Queens und gingen in eine höhlenartige Bar in Rego Park, in der Frauen, die weit über hundert Kilo wogen, mit ihren Verehrern tanzten und flirteten und um vier Uhr morgens in Unterwäsche Schönheitswettbewerbe veranstalteten. Dort drinnen war es stockdunkel. Die Luft war abgestanden, es roch nach Schweiß, und die Drinks waren so stark, dass sie dampften. Die Frauen aber waren umwerfend, wie riesige Vögel: Sie klimperten mit ihren fedrigen, falschen Wimpern; die engen Kleider schimmerten in Pfauenblau und Kanariengelb; die Pailletten reflektierten das gedämpfte Licht. Mayita und ich stachen heraus, graue Täubchen, mickrig in unseren Jeans und tristen Pullovern. Es war furchterregend und gleichzeitig elektrisierend. *Was wir schreiben, ist größer als deine Angst oder die Demütigung*, erklärte mir mein kompetentes Ich. Also ging ich mit meinem Notizblock auf wildfremde Menschen zu und bat sie darum, mir ihre Geschichte zu erzählen.

Und das taten sie. Sie vertrauten mir an, wie es war, ein kleines dickes Mädchen zu sein, oder wie sie nach der Geburt ihrer Kinder immer dicker geworden waren. Sie erklärten, dass sie es leid waren, sich zu schämen, sich dafür zu entschuldigen, dass sie so viel Platz beanspruchten, und dass sie zu der Überzeugung gelangt waren, dass es schön war, dick zu sein (oder dass es ihnen zumindest zeitweise gelang, das zu glauben). Sie hatten leidenschaftliche Verehrer, wobei es schwierig war, weil sie nie sicher sein konnten, ob die Männer, mit denen sie ausgingen (die »Moppelliebhaber«), sie um ihrer selbst willen liebten oder nur für ihr Dicksein. *Für ihr Dicksein!* Auf dem Nachhauseweg von der U-Bahn, in der Dämmerung um fünf Uhr morgens, ließ ich mir die Frage staunend durch den Kopf gehen.

Das Manhattan der Neunziger war grell, gierig, gnadenlos. Die schlanken Frauen mit den klackernden Absätzen und den geglätteten Haaren auf der Madison Avenue und im Fernsehen klemmten sich Tausend-Dollar-Handtaschen mit zwei ineinander verschränkten Gs unter den Arm. Die Menschen drängten in Restaurants, die durchgestylt und sündhaft teuer waren; niemand scherte sich um regionale Direktvermarktung, niemand wollte roh gezimmertes, wiederverwertetes Holz. Es war die Geburtsstunde der Internetkultur, und Leute in meinem Alter verdienten ein Vermögen mit allen möglichen Start-ups. Eine Freundin in der Redaktion verkaufte die Filmrechte an ihrem ersten großen Artikel, den sie in der Zeitschrift veröffentlicht hatte, für eine halbe Million Dollar; da war sie gerade

fünfundzwanzig. (Er handelte von den reichen jungen PR-Leuten, die mit Gästelisten und Geschenktäschchen winkten und so die nächtliche Hierarchie in der City verwalteten. »Die meisten von uns haben nicht weniger Macht als die alten Anzugträger«, sagte einer von ihnen. »Und bald haben wir mehr als sie.«)

Es gab damals kein unterschwelliges Gefühl von Angst und kaum Gegenwehr angesichts des vorherrschenden Egoismus. Meine Generation hatte nie einen echten, lang andauernden Krieg erlebt. Niemand dachte an Terrorismus. Selbst der Klimawandel schien noch etwas, das man getrost bis in die ferne Zukunft ignorieren durfte – vielleicht konnten wir ihn ja abwenden, wenn wir unsere Limodosen recycelten. Konsum über alles – diesem Ethos folgte man in New York City ohne jeden Zweifel, und die Zeitschrift, bei der ich arbeitete, machte sich darüber lustig und beförderte das Ganze gleichzeitig. Ich fand es abwechselnd faszinierend und befremdlich.

Wie aufregend war es da, eine Parallelwelt auszukundschaften, in der Frauen sich einfach aus dieser Gesellschaft der glattpolierten Fassaden ausklinkten, Frauen, deren Körper unmissverständlich ein Fanal des Widerstands war. Während ich an meiner Story schrieb (was, wie sich herausstellte, weit schwieriger war als gedacht), wurde mir bewusst, dass ich eine exotische Welt mit ihren ganz eigenen ästhetischen Maßstäben und Verhaltensweisen beschrieb, mehr noch aber erzählte ich über eine unkonventionelle Art von Frauenleben. Was bedeutet es, Frau zu sein? Wie lauten die Regeln? Welche Möglichkeiten gibt es und welche Hindernisse? Mir

wurde klar, dass ich Geschichten erzählen wollte, die diese Fragen beantworteten – oder zumindest stellten.

Ich war außer mir vor Freude, als ein Redakteur der Zeitschrift ankündigte, dass sie meinen Artikel und Mayitas Fotos veröffentlichen und uns dafür bezahlen wollten. (Die Story bekam die beste Schlagzeile, die ich je hatte: »Women's Lb.«, weil sich in der Abkürzung Lb. nicht nur die Gewichtseinheit Pfund, sondern auch das Wort »Liberation« wiederfanden.) Das Honorar war etwas ganz Besonderes, ein geradezu magischer Lohn – wie eine Belohnung für etwas, das sich bereits gelohnt hatte. Und noch dazu waren es zweitausend Dollar, mehr als mein monatliches Gehalt. Gewöhnlich war es mühsam, das Geld für die U-Bahn-Karten und die Miete für mein schmutziges, deprimierendes Apartment zusammenzukratzen. Nachdem ich das Geld für die Story bekommen hatte, besuchte ich wochenlang in der Mittagspause die Bar mit dem opulenten Salatbüfett. Ich schaufelte bergeweise Rote Bete mit Blutorangenstückchen auf den Teller und häufte unbekümmert Steakstreifen daneben.

Das Schreiben war die Lösung aller Probleme – finanziell, emotional, intellektuell. Es hatte mir Gesellschaft geleistet, als ich ein einsames Kind war. Es lieferte mir einen Vorwand, Orte aufzusuchen, an die ich mich andernfalls kaum gewagt hätte. Es genügte dem Dekret, das meine Mutter im Laufe der Jahre immer wieder erlassen hatte: »Du musst selbst für dein Leben aufkommen; du darfst dich niemals von einem Mann abhängig machen.« Und ich fühlte mich gut dabei, das Schreiben lieferte mir einen Grund, einen Sinn. »Denn

kurioserweise sind Menschen bereit, einem ein Auto zu geben, wenn man ihnen eine Geschichte erzählt«, erklärte Virginia Woolf 1931 in einer Ansprache vor der National Society for Women's Service, einer Vereinigung berufstätiger Frauen. »Und noch kurioser ist es, dass es nichts auf der Welt gibt, was so schön ist wie das Geschichtenerzählen.«

Ich hatte es zur festangestellten Journalistin gebracht, als ich mich im Alter von achtundzwanzig Jahren verliebte. Ein paar Jahre später heiratete ich – so wie wir alle. In dem Augenblick, da wir uns den dreißigsten Geburtstagen näherten, wurden meine Freundinnen und ich plötzlich unruhig wie Popcorn im Topf: Zuerst eine, dann noch eine, bald stürzten wir uns alle in die Ehe. Danach folgten ein paar friedliche Jahre, bevor die Schwangerschaften aufpoppten. Mich beunruhigte das.

Um Mutter zu werden, fürchtete ich, musste man den Status als Protagonist im eigenen Leben aufgeben. Deine Fragen wurden für dich beantwortet, deine Freiheit war fort, dein zukünftiger Weg immer unabänderlicher. Trotzdem nagte es an mir. Weiter als hauptberufliche Forschungsreisende unterwegs zu sein wäre so gut wie unmöglich, wenn ich ein Kind hätte, andererseits schien es in vieler Hinsicht die denkbar aufregendste Reise. Manchmal hörte ich auf den langen Flügeln, die ich für meine Storys unternahm, ein Lied von Lou Reed. Es heißt »Beginning of a Great Adventure« und handelt davon, Eltern zu werden. *A little me or he or she to fill up with my dreams / a way of saying life is*

not a loss. Das kreiste in meinem Kopf: *Ein kleines Ich, ein Er oder eine Sie, die ich mit meinen Träumen füllen kann, eine Möglichkeit zu sagen: Das Leben ist nicht vergebens.* Als meine Freundinnen, eine nach der anderen, den Schritt wagten von der jungen Frau zur Mutter, führte es mir immer deutlicher vor Augen, dass ich ihn nicht getan hatte.

Manche von ihnen waren schockiert, als sie feststellen mussten, dass Fortpflanzung nicht zwangsläufig eine einfache Aufgabe war. *Stell dir vor, ich bin immer noch nicht schwanger,* sagten sie bitter und verzweifelt, während ihr Liebesleben unerbittlich von Zielstrebigkeit in Beschlag genommen wurde und sie künstliche Befruchtungen, In-vitro-Fertilisationen, Hormonspritzen und Erniedrigungen über sich ergehen ließen. *Ich versuche es seit einem Jahr, zwei, fünf. Sechstausend, achttausend, vierzigtausend Dollar habe ich für die Behandlung ausgegeben.*

Ich hörte ihnen zu. Ich sagte Dinge, von denen ich hoffte, sie wirkten tröstlich. Doch mein beherrschender Gedanke war: natürlich. Die Erkenntnis ist ja nicht neu. Die Fruchtbarkeit nimmt mit den Jahren ab. Das wissen wir alle. Irgendwie waren wir überzeugt, wir könnten uns da durchlavieren.

Die Welt, in der wir lebten, war so kontrollierbar. Wenn wir keine Lust hatten, die Lebensmitteleinkäufe das Treppenhaus hinaufzuschleppen, dann bestellten wir sie im Internet und warteten im vierten Stock in Jogginghosen auf den Mann aus Asien oder Lateinamerika, der beladen mit unserem Katzenstreu und den Biobananen die Treppen hinaufkeuchte. Wollten wir

von entgegengesetzten Enden der Welt miteinander kommunizieren, griffen wir zu Geräten, die in unserer Jugend noch nicht einmal existiert hatten; wir schickten einander E-Mails, SMS-Nachrichten, Bilder, die wir nur Augenblicke vorher ganz ohne Film aufgenommen hatten. Alles schien möglich, wenn du nur findig und hartnäckig genug warst und das Geld hattest. Der Körper aber hält sich nicht an diese Regeln.

Wir wuchsen mit dem Gefühl auf, dass wir tun und lassen konnten, was immer wir wollten – es stand uns frei, wir selbst zu sein. Tatsächlich waren viele der revolutionären Träume unserer Eltern wahr geworden. Ein Schwarzer konnte Präsident sein. Es war in Ordnung, schwul zu sein – sogar schwul und verheiratet. Man konnte als Frau Erfüllung darin finden, Karriere zu machen, und musste nicht Ehefrau und Mutter sein (wobei es genau genommen immer noch ratsam schien: Eine alte Jungfer ist auch heute noch mit einem Makel behaftet). Manchmal rieben sich unsere Eltern verwundert die Augen angesichts der unendlichen Fülle von Möglichkeiten, die sie uns eröffnet hatten. Dann wieder erkannten sie bestürzt das Ausmaß der eigenen Ansprüche, wenn sie ihnen von den eigenen Kindern wie unter der Lupe vergrößert entgegengehalten wurden.

Den Gedanken zu wagen, dass die Regeln nicht immer gelten, zeichnet einen Visionär aus. Gleichzeitig ist es ein Merkmal von Narzissmus.

Vor jeder Reise gerate ich in Panik. Plötzlich bin ich davon überzeugt, dass ich diesmal nicht in der Lage sein werde, mich mithilfe der Landkarte zu orientieren

oder mit Menschen zu kommunizieren, die kein Englisch sprechen, oder die Leute zu finden, die ich für die Story brauche, die ich schreiben will und mit der man mich beauftragt hat. Ich werde ganz und gar verloren sein, unfähig und verletzlich.

Das Gleiche galt für das Kinderkriegen. Beinahe ein Jahrzehnt lang hatte ich Angst. Ich war nicht gern Kind und fürchtete, dass es meinem Kind ebenso ergehen würde. Ich hatte Sorge, dass ich eine furchtbare Mutter sein würde. Und ich hatte Angst davor, zu stranden und festzustecken – und mich zwanzig Jahre lang mit Oboenunterricht oder Mathematik-Hausaufgaben herumzuschlagen, die ich schon beim ersten Mal nicht durchgestanden hatte.

Aufmerksam beobachtete und las ich alles zum Thema. »Ja, ein Kind ist ein Strudel von Ängsten«, schrieb Elena Ferrante in ihrem Roman *Die Frau im Dunkeln*. Ihre Protagonistin reißt sich letztendlich von ihren Kindern los und startet in ein außergewöhnliches Abenteuer: »Alles wieder auf null. Keine Gewohnheiten, keine von der Vorhersehbarkeit abgeschliffenen Empfindungen. Ich wäre ich, würde Gedanken produzieren, die einzig und allein dem verworrenen Faden meiner Träume und Begierden folgten.« Den ganzen Tag und die ganze Nacht ein Baby auf dem Arm – da hat man keine Hand frei, um nach diesem verworrenen Faden zu greifen.

In einem Interview erklärte Joni Mitchell einmal, warum sie Graham Nash damals in den Sechzigern, als sie ein Paar waren, nicht geheiratet und Kinder bekommen hatte. Sie wandte sich ab von jenem Traum vom

häuslichen Glück, zu dessen Verherrlichung sie ihn zunächst angestiftet hatte: »I'll light the fire, you place the flowers in the vase.« – »Dann mache ich Feuer, und du stellst die Blumen in die Vase.« Doch nach seinem Heiratsantrag hatte Mitchell an ihre Großmutter denken müssen, eine enttäuschte Musikerin, die sich in ihrem Dasein als Mutter und Hausfrau so eingesperrt fühlte, dass sie eines Nachmittags die Küchentür aus den Angeln trat. Keine Spur von Selbstverwirklichung in ihrem Leben; sie fand sich mit ihrem Schicksal ab.

Mitchell glaubte, sie würde enden wie ihre Großmutter, wenn sie sich für Familie und Häuslichkeit entschied. Also begab sie sich auf Wanderschaft, so wie sie es in *Don Juan's Reckless Daughter* besang: »out on the vast and subtle plains of mystery«.

Auch ich wollte diese weite, verheißungsvolle Prärie der Geheimnisse sehen. Ich wollte erleben, wie sich die endlose mongolische Steppe vor mir erstreckte. Ich wollte wissen, wie ein Morgen in Rajasthan roch. Warum? »Ich will es machen, einfach weil ich will«, schrieb Amelia Earhart einmal in einem Brief an ihren Mann. »Frauen müssen versuchen, Dinge zu tun, genau wie die Männer es versucht haben.«

Ich würde die Tür nicht aus den Angeln treten. Ich würde mich nicht für die stickige Behaglichkeit am heimischen Herd entscheiden. Ich wäre der Forscher, nicht die Mumie.

2

Am Abend vor meiner Abreise war mein Kopf voller goldener, pulsierender Bilder Afrikas. Ich stellte mir vor, wie ich unter der roten Sonne mit dem Block in der Hand wild entschlossen Notizen machte. Furchtlos, von Leidenschaft für meine Arbeit und die ganze Welt erfüllt. Nachts fiel ich beschwingt ins Bett, während mir der Kopf vor Gedanken schwirrte.

Ich war fünfunddreißig Jahre alt und auf dem Weg nach Johannesburg, um die ambitionierteste Reportage meiner Laufbahn zu schreiben. In den zwölf Berufsjahren hatte ich mich auf eine bestimmte Art von Artikeln verlegt: kurze Porträts öffentlicher Persönlichkeiten, Aufsätze über die Popkultur. Das hier war anders. Alles, was ich zuvor gemacht hatte, schien nun wie eine Übung, eine Vorbereitung. Dies aber war der Eintritt in mein Erwachsenenendasein als Autorin.

Ich hatte das Foto einer Läuferin aus Limpopo gesehen, der ländlichen Gegend im Grenzland Südafrikas zu Botswana, Mosambik und Simbabwe, und ich hatte meinen Blick nicht mehr abwenden können. Sie hieß Caster Semenya. Aufgewachsen in einem abgelegenen Dorf mit kleinen Ziegelhäusern und sonnengebackenen Lehm- und Dunghütten, war sie barfuß laufen gegangen zusammen mit einem Team, in dem sich niemand Turnschuhe hatte leisten können. Sie kam aus einem

Ort, an dem kaum jemand über ein Auto, einen eigenen Wasseranschluss oder über die Möglichkeit verfügte, zu Höherem aufzusteigen. Sie rannte und rannte, bis sie stark und unaufhaltbar war. Die Universität von Pretoria hatte Semenya angeworben, und sie hatte 2009, mit achtzehn Jahren, gerade die Leichtathletik-Weltmeisterschaften in Berlin gewonnen, wo sie in ihrer Disziplin den Rekord ihres Landes brach. Sie schien prädestiniert für eine Teilnahme an den Olympischen Spielen.

Doch die anderen Läuferinnen fanden, das sei nicht fair. »Meiner Ansicht nach ist sie keine Frau, sondern ein Mann«, sagte die Italienerin Elisa Cusma, die in Berlin den sechsten Platz erreichte. »Solche Leute sollten nicht mit uns laufen.«

»Seht sie euch doch nur an«, sagte die Russin, die als Fünfte ins Ziel kam.

Semenya war ein atemberaubendes Mannweib: der Unterkiefer kantig; der Rumpf ging in gerader Linie wie nahtlos vom Brustkorb in die Hüften über; ihr Oberkörper gebaut wie der Harnisch einer Ritterrüstung. Noch bevor sie Pretoria verließ, hatte es Gerede über ihr Äußeres gegeben. Der Internationale Leichtathletikverband, der die Sportart reglementiert, reagierte mit der Forderung, sie solle sich einem Geschlechtstest unterziehen. Sie wurde einem Arzt vorgestellt, der ihre Genitalien untersuchte und einen Bluttest machte, um den Testosteronspiegel zu bestimmen. Man sagte ihr, dass sie einem Dopingtest unterzogen werde, doch sie wusste, dass es sich um etwas anderes handelte, wenngleich sie nicht verstand, was es war.

Wie die meisten Bewohner ihres Dorfes war Semenya nie bei einem Gynäkologen gewesen.

In Berlin sah Semenya in einem Fernsehbericht, dass die Testergebnisse durchgesickert waren; sie zeigten, dass sie einen dreifach höheren Testosteronspiegel hatte als durchschnittliche Frauen, möglicherweise weil sie mit Hodenhochstand auf die Welt gekommen war anstelle von Eierstöcken. Man nannte sie einen Hermaphroditen – ein Wort, das sie nie zuvor gehört hatte. »Wir halten uns an einfache Regeln«, sagte ihr Vater später. »Ich weiß nicht, was ein Chromosom ist.« Die Story wurde zur Sensation in der internationalen Klatschpresse.

Semenyas Landsleute reagierten empört darauf, dass man einem Menschen, der ein Bild von sich hatte, plötzlich sagte, er sei jemand anderes. Die Klassifizierung und Neuklassifizierung von Menschen hat in Südafrika eine heikle Vorgeschichte. Als Semenya nach Johannesburg zurückkam, erwarteten sie am O. R. Tambo-Flughafen Tausende von jubelnden Unterstützern. Nelson Mandela und Präsident Jacob Zuma ließen es sich nicht nehmen, ihr zu gratulieren. Die Menschen entrüsteten sich darüber, dass europäische Männer, fasziniert von der Exotik ihrer ungewöhnlichen Erscheinung, eine junge Frau, gerade einmal ein Teenager, untersucht und analysiert hatten wie einst die Hottentotten-Venus.

Die Wahrheit ist: Auch ich war fasziniert. Diese Geschichte stellte die Bedeutung der Geschlechtszugehörigkeit in Frage. Was macht einen Menschen zur Frau? Die Vagina? Die Gebärmutter? Ein Chromo-

som? (Was, wenn jemand zwei von drei Merkmalen auf sich vereint?) Was ist das überhaupt: eine Frau?

Ich überredete den Chefredakteur, mich nach Südafrika zu schicken, obwohl ich nie zuvor eine Reportage im Ausland gemacht hatte. Ich wusste nicht, wie ich Semenya finden sollte, die natürlich weder über einen Manager noch über eine Website verfügte. Ich wusste nicht, wie ich die Vertreter des Leichtathletikverbands kontaktieren sollte, die durch ihr Missmanagement das Land in die Schlagzeilen gebracht hatten, oder die Politiker, die das Thema populistisch ausschlachteteten, um Unmut zu schüren. Tatsächlich hatte ich, als ich in New York das Flugzeug bestieg, nicht einen einzigen Kontakt in Afrika.

Am Vorabend meiner Abreise war das für mich nur nebensächlich gewesen. Irgendwo über dem Atlantik aber stürzte es mich in eine Krise. Was hatte ich mir nur dabei gedacht? Hatte ich mir wirklich vorgestellt, dass ich mich an der Universität von Pretoria, wo Semenya im ersten Jahr studierte, nur auf die Tribüne setzen musste und sie käme zufällig auf der Laufbahn vorbeigesprintet? (Als Nächstes würde ich eine Story über die überlebenden Beatles schreiben, indem ich nach London flog und an der Abbey Road am Zebrastreifen auf sie wartete.) Ich versuchte, mich zu beruhigen: *Wir kriegen das hin, das hier ist schließlich keine Quantenphysik.* Aber überzeugen konnte ich mich nicht.

Ich hatte es endgültig zu weit getrieben. Meine Hybris würde bestraft werden, ich war zum Scheitern verurteilt. Afrika, das mir am Abend zuvor noch so herrlich und vielversprechend vor Augen gestanden

hatte, erschien immer bedrohlicher. Ich dachte an unser sicheres, freundliches Haus auf Shelter Island mit seinen offenen Fenstern und den zusammengelegten Steppdecken im Wäscheschrank, und ich wünschte, ich wäre nie fortgegangen.

Irgendwie aber, wenn man nur dringend genug will, findet man etwas zu erzählen. Es mag einem wie Magie vorkommen, aber es funktioniert nicht anders als das Zimmerhandwerk. Erst nagelt man Latten zum Gestell zusammen, und darauf baut man weiter auf, und schon bald hat man ein Gerüst, auf dem man stehen kann, um an die Stellen zu kommen, die ursprünglich außer Reichweite waren. Man beginnt damit, Leute zu kontaktieren, die leicht ausfindig gemacht werden können, auch wenn sie nur ganz am Rande mit dem eigentlichen Thema zu tun haben: Mein erster Besuch in Südafrika galt dem Vorsitzenden der Studentenvertretung an der Universität von Pretoria. Er brachte mich zum Leiter der Athletikabteilung an der Uni, einem massigen Weißen mit buschigem Schnauzbart und einem starken Afrikaans-Akzent, der mir wiederum Semenyas Trainer vorstellte. Ihr Trainer leitete mich weiter zu ihrem ersten Coach, Finneas Sako, einem Schwarzen mit Glatzkopf und wässrigen Augen, den ich auf einer unbefestigten Straße irgendwo in Limpopo traf, wo er zwanzig Teenager zum Lauftraining versammelt hatte.

Über das Rauschen des Windes hinweg hörte ich Musik aus einer Bar in einem Backsteinbau am Ende der Straße und gackernde Hühner, die in den Vorgärten hinter aus Zweigen geflochtenen Zäunen gehalten wur-

den. Die meisten der jungen Läufer des Leichtathletikvereins von Moletjie hatten mindestens eine halbe Stunde Fußweg von ihren Dörfern hinter sich, um zum Treffpunkt zu gelangen. Das Training fand auf einer Laufbahn in der Nähe statt, wo Esel und Ziegen das frühlingsfrisch sprießende Grün abgrasten. Den Gäländelauf trainierten sie im sich endlos Richtung Berge erstreckenden Buschland, doch der Boden war mit Dornengestrüpp bedeckt, und die Dornen stellten eine ernste Gefahr für die barfuß laufenden Athleten dar. »Wir können nicht aufhören und klagen, dass wir keine Laufschuhe haben, denn wir haben kein Geld, die Eltern haben kein Geld«, sagte Sako. »Was also sollen wir tun? Wir machen einfach weiter.«

Ein winziges Mädchen in einem rosa Pullover, das achtzehn war, aber aussah wie zwölf, erklärte mir: »Ich will Weltmeisterin werden.« Ihre Stimme war so leise, dass es beinahe ein Flüstern war. »Ich *werde* Weltmeisterin. Ich bin so stolz auf Caster.«

Sako erzählte, dass Semenya immer eine außergewöhnliche Läuferin gewesen war. »Ich habe Caster immer gesagt, dass sie alles aus sich herausholen muss. Und wenn sie dann die besten Leistungen ablieferte, würden vielleicht ein paar gute Leute mit dicken Bäuchen und viel Geld auf sie aufmerksam und würden ihr mit der Schulausbildung und allem anderen helfen. Das ist die Motivation. Und sie hat *immer* ihr Bestes gegeben.«

Egal, wo sie hinging, ihr Geschlecht hatte die ganze Kindheit über Argwohn und Neugier erregt. »Es sieht wie ein Junge aus«, erzählte mir Sako. »Das haben sie

genau so gesagt: »Es sieht wie ein Junge aus.« Semenya war es gewöhnt, dass sie mit einem Mitglied des gegnerischen Teams in den Waschraum gehen musste, damit man sich ihre Genitalien ansehen konnte, bevor das Rennen weiterging. »Sie misstrauen mir«, erklärte sie dem Coach, wenn sie wieder einmal vom Feld Richtung Toilette unterwegs war.

Nachdem ich die Läuferinnen interviewt hatte, brachte ich Sako in meinem Mietwagen über die Piste, die das unendliche, trockene, goldene Buschland teilte, nach Hause. Es stellte sich heraus, dass auch er skeptisch war, und zwar was mein Frausein anging. Er verstand nicht, was ich hier in Limpopo machte. »Wo sind deine Kinder?«, fragte er. Als ich ihm sagte, dass ich keine hätte, schüttelte er ungläubig den Kopf.

Ich wollte ihm sagen, dass Schreiben für mich dasselbe war wie Laufen für Caster Semenya: Ich musste es einfach tun. Aber Sako schüttelte immer noch den Kopf, als er aus dem Auto stieg. »Ihr Amerikaner«, meinte er. »Ihr habt keine Ahnung.«

Als Nächstes flog ich nach Kapstadt. Zerihun, ein gleichmütiger Äthiopier, holte mich am Flughafen ab. Auf dem Weg zum Hotel erzählte er mir von seiner Frau, mit der er vor sieben Jahren nach Kapstadt gekommen war. Sie liebte die fremde Landschaft, das stachelige Grün und Gelb des typischen Fynbos-Buschwerks. Ich erzählte ihm von meinem Artikel und allen Leuten, die ich finden wollte, und er erklärte, dass wir es zusammen angehen würden. Er würde mich überallhin fahren: zwei Ausländer – ein Team.

Ich wohnte unterhalb von Bo-Kaap, dem Malaien- viertel, wo bonbonfarbene Häuser sich den steilen Hang des Signal Hill hinaufwinden. Als ich dort ankam, hatte ich das verblüffende Gefühl, den Ort wiederzuerkennen, so wie es manchmal passiert, wenn man einem Menschen begegnet, von dem man sofort weiß, dass er wichtig für einen sein wird. Meine engste Freundin Emma ist die Tochter zweier jüdischer Emigranten aus Südafrika, und überall um mich herum hörte ich den vertrauten Tonfall ihrer Eltern. Ausdrücke, von denen ich geglaubt hatte, sie seien eine Eigenheit ihrer Familie, stellten sich als allgemein gebräuchliche Redewendungen heraus. »Shame« – »So eine Schande!«, sagte die Frau am Hotelresen des Cape-Heritage-Hotels mitleidig, als ich erzählte, dass ich meine Turnschuhe in Pretoria vergessen hatte. Genau- so sagten Emma oder ihre Mom »Shame«, etwa wenn man sich den Zeh anstieß. Die Sätze endeten oft mit einem »hey?«, der charmanten Bitte um Einvernehmen, wie in dem Satz: »Semenya ist noch ein Kind, hey?« Wann immer ich es hörte, musste ich lächeln und an die Emma aus Schulzeiten denken. »Diese Party ist doch Mist, hey? Lass uns heimgehen.«

Zerihun und ich waren beide besorgt, dass wir uns auf der Fahrt durch Khayelitsha verfahren würden, eine riesige Township am Stadtrand, wo sich Kilometer um Kilometer Hütten aus Wellblech und Holzbrettern entlang der meist nicht gekennzeichneten Pisten aneinanderreiheten, unterbrochen von Kosmetiksalons und Obstständen, die kaum größer als Telefonzellen waren. Das stabile Ziegelhaus der LGBT-Aktivistin

Funeka Soldaat aber fanden wir ohne Probleme. Sie war eine burschikose Frau mit rasiertem Kopf, die mir mit furchtloser Leidenschaft stundenlang über die Geschlechterpolitik Südafrikas erzählte. Obwohl sie später noch zu einem Gerichtstermin gehen wollte, um einem Verfahren gegen mehrere Männer beizuwohnen, die angeklagt waren, eine lesbische Frau in der Nachbarschaft vergewaltigt und ermordet zu haben, war sie gut gelaunt. »Sie vergewaltigen Lesbierinnen, um sie ›umzuerziehen‹«, sagte sie. »Damit sie ›richtige Frauen‹ werden.« Sie hatte es selbst erlebt.

Es gäbe keinerlei Spielraum für Frauen, die die Erwartungen an ihr Geschlecht nicht erfüllten, sagte Soldaat. Entweder werde jede Abweichung ausgemerzt oder ignoriert. Soldaat spielte auf das öffentliche Statement eines Politikers namens Julius Malema an, dem Kopf der radikalen, einflussreichen Jugendorganisation im African National Congress, der gesagt hatte, dass er »niemals akzeptieren werde, dass man Caster Semenya als Hermaphroditen bezeichne, da in Südafrika und der gesamten Welt, wo der gesunde Menschenverstand zähle, dergleichen nicht existiere«. Malema hatte versucht, die Vorstellung als einen unwillkommenen Import aus dem Westen abzutun: »Stülpt uns nicht euer Konzept von Hermaphroditen über.«

Dabei gehört Südafrika zu den Ländern mit den höchsten Zahlen an intersexuellen Geburten weltweit, auch wenn niemand sagen kann, warum. Soldaat hat eine Cousine »genau wie Caster. Sie hat keine Brüste. Sie hat niemals ihre Periode. Alle halten sie für einen Jungen. Auf Xhosa nennen wir sie *italisi*.« Ein Wort,

das nur geflüstert werde. »Eine der Schwierigkeiten von Afrikanern ist die Tatsache, dass man über nichts, was unterhalb der Gürtellinie stattfindet, sprechen kann«, fuhr Soldaat fort. Es schmerze sie, sich Semenya in Deutschland vorzustellen, wo sie allein mit den Berichten im Fernsehen klarkommen musste. »Die ganze Zeit weiß man nicht, was im eigenen Körper los ist. Und keiner erklärt dir was.«

Zurück im Hotelzimmer, breitete ich meine Notizen auf dem großen Himmelbett aus und tippte die Mitschnitte in den Laptop, während vor dem offenen Fenster die bunten Lichter Kapstadts funkelten. Angesichts der Gelegenheit, die sich mir bot, konnte ich kaum stillsitzen. In dieser Story steckte einfach alles: ein ferner Ort mit seinem ganz eigenen Ordnungssystem und seiner eigenen Atmosphäre. Der Geruch nach Holzfeuer und Dope, der durch die Township weht. Hagedasch-Ibisse, die wie in prähistorischen Zeiten über den rosafarbenen Himmel ziehen. Und im Zentrum: eine Frau, zu stark, zu kraftvoll – *zu viel*.

Allen, denen ich begegnete und die Semenya kannten, erklärte ich, dass ich sie interviewen wolle, und bat darum, sich für mich einzusetzen. Doch inzwischen hatte sich um die Athletin eine Mauer aus Anwälten gebildet, die miese Anfragen des Boulevards aus aller Welt abwehrten. Und für Semenya selbst waren Journalisten fraglos Feinde; sie waren es, die sie vor der ganzen Welt ausgerechnet in dem Augenblick bloßgestellt hatten, als sie ihren größten Triumph feierte, den Moment, auf den sie ihr ganzes Leben hingear-

beitet hatte. Dennoch wünschte ich mir, sie zu treffen, egal, wie kurz, nur um ihr die Hand zu schütteln und ihre Stimme zu hören. Wenigstens eine flüchtige Begegnung.

Eines Morgens, ich war zurück in Pretoria, um jemanden von der Universitätsverwaltung zu interviewen, kam mir der Gedanke: *Heute werde ich Caster Semenya kennenlernen.* Eine Stunde später fand ich das noch immer lächerlich. Ich saß auf der Tribüne, um mir die Zeit vor meinem Termin zu vertreiben. Um mich herum erstreckten sich akkurat unterteilte Felder wie auf einem Brueghel-Gemälde, nur wurde das Land von Sportlern bearbeitet anstelle von Bauern. In kleinen Gruppen zogen die Läufer an mir vorüber. Die Frühjahrssonne schickte Blitze über die blaue Oberfläche des Schwimmbeckens.

Eine Gestalt in einem schwarzen Sweatshirt ging, die Kapuze über den Kopf gezogen, in knapp dreißig Meter Entfernung den Weg entlang. Etwas an Körperbau und Bewegungen zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich stand auf und folgte ihr, bis ich sie hinter der Cafeteria einholte, wo sie sich mit einem Kellner und einem Koch unterhielt, die wesentlich kleiner waren als sie. Es war Caster Semenya. Sie sah weder wie ein weiblicher noch wie ein männlicher Teenager aus. Sie sah aus wie etwas ganz anderes, etwas Großartiges.

Ich erklärte ihr, dass ich aus New York City gekommen war, um über sie zu schreiben, und sie fragte mich, warum. »Weil Sie der Champion sind«, sagte ich.

Sie schnaubte und meinte: »Dass ich nicht lache.«

Ich fragte, ob sie mit mir reden wolle, nicht über die

Tests, sondern über ihre Entwicklung als Athletin, ihren Weg von Limpopo auf die Weltbühne.

Energisch schüttelte sie den Kopf. »Nein«, sagte sie. »Ich kann nicht mit Ihnen reden. Ich kann mit niemandem reden. Ich kann niemandem sagen, wie ich mich fühle oder was in mir vorgeht.«

Ich antwortete, ich könne mir vorstellen, wie sehr sie das ankotzt.

»Nein«, sagte sie nachdrücklich. Ihre Stimme war fest und tief. »Es hat mich angekotzt, als ich gelaufen bin und sie diese Sachen über mich geschrieben haben. Das kotzt mich an. Jetzt muss ich einfach nur weggehen. Mehr kann ich eh nicht tun.« Sie lächelte in sich hinein, gedankenverloren. »Weg von all dem. Vielleicht für immer.« Dann trat sie ein paar Schritte zurück, drehte sich um und tat es.

Ich hatte den Menschen gefunden, den ich hier gesucht hatte. In diesem Augenblick verspürte ich es erstmals, dass ich mir selbst trauen konnte, ich konnte mir jedes Wagnis zutrauen, zu dem es mich als Journalistin drängte. Es war Zeit, nach Hause zurückzukehren.

Doch als ich im Cape-Heritage-Hotel meinen Koffer packte, kam mir in den Sinn, die Gelegenheit zu nutzen und etwas von Afrikas Tierwelt zu sehen. Wer wusste schon, wann – oder ob – ich jemals wieder in diesen Teil der Welt kommen würde? Schließlich hatte ich keine Kinder, ich konnte mir also erlauben, noch etwas zu erleben.

Ich beschloss, ein Wochenende im Krüger-Nationalpark zu verbringen. Denn ich wollte die kupferfarbenen

Impala-Herden sehen, Leoparden, die sich in den Bäumen räkelt. Meine Reisegefährten, so stellte ich mir vor, wären wie Robert Redford und Meryl Streep in *Jenseits von Afrika*: kühne Einzelkämpfer.

Stattdessen aber waren es Paare aus englischen oder australischen Vorstädten, die einen romantischen Urlaub machten. Während der Mahlzeiten, wenn die Ehefrauen und Ehemänner und die unverheirateten Pärchen an ihren Tischen saßen und lachend Wein tranken, schrieb ich Tagebuch oder las Coetzees *Schande*. Jeden Abend legten die Angestellten Rosenblätter in Form eines Herzens auf die Betten, und ich fegte sie in den Müll. Ich fühlte mich sehr einsam im Dunkel.

Den frühen Morgen aber liebte ich, wenn ich in der schwindenden Dunkelheit auf der Rückbank des Land Rovers saß und der Führer uns erklärte, woran man Nashorndung erkannte. Der Himmel wurde hell. Die Blätter zitterten, und das, was zunächst ein schattenhaft grauer Baumstamm gewesen war, entpuppte sich als Elefant.

An dem Tag, an dem ich das erste Mal ein Rudel Löwen sah, die sich im trockenen gelben Gras auf dem Rücken räkelt und gegenseitig so zärtlich ableckten, dass es schwerfiel, nicht aus dem Auto zu springen und sie zu streicheln, beging ich einen Fehler, und erstmals in meinem Leben sollte ich etwas wirklich bereuen. Bis zu diesem Zeitpunkt waren es leichte Verfehlungen gewesen, die bei mir Reue ausgelöst hatten, die Gewissensnöte eines privilegierten Kindes. (Wäre ich doch für ein Semester ins Ausland gegangen. Hätte ich meine

Jungfräulichkeit doch lieber an jemand Nettes verloren.) An diesem Morgen aber beging ich den ersten von vielen richtigen Fehlern, die, einer auf den anderen geschichtet, irgendwann zu einer solchen Größe anwuchsen, dass sie das Sonnenlicht ausblendeten.

Kein Tier zerfleischte mich. Niemand hatte mich im gefährlichen Johannesburg bestohlen oder überfallen. Ich war nicht einmal an meiner beinahe unmöglichen Aufgabe gescheitert, unbedingt meinen Weg und meine Story auf einem anderen Kontinent zu finden, von dem ich keine Ahnung hatte. Ich blieb von der Welt unversehrt.

Die eigentlichen Gefahren, die wir in unser Leben lassen, können jedoch in ganz und gar unverfänglicher, alltäglicher Gestalt daherkommen: das Handy, aus dem die Stimme unserer Mutter dringt und das wir uns an den Kopf halten, so dass es Tag für Tag unser Gehirn verstrahlt. Der winzige Zeckenbiss im Garten, der dir über Jahre Schmerzen und Lähmungen bereitet. Oder sie nehmen die Gestalt einer E-Mail der ehemaligen Geliebten an, mit der du seit Jahren nicht gesprochen hast, die du erhältst, während du zurück in der Lodge unter dem Strohdach sitzt und eine Tasse Tee mit Milch trinkst. Die Gefahren drohen dir, wenn du nicht an jenen Menschen schreibst, mit dem du ein Zuhause und eine Geschichte teilst, den Menschen, den du liebst und geheiratet hast, sondern an die ehemalige Geliebte. Wenn du ihr schreibst: »Heute habe ich eine Löwenfamilie gesehen, die sich im gelben Gras gegenseitig ableckte, und sie sahen aus, als liebten sie sich.«